

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Mittwoch 23. Juni 1897.

Seitener Bureau Berlin SW, Bernauerstraße 3

Deutsches Reich.

Wie gemeldet wird, ankerte Kaiser Wilhelm gestern Nachmittag vor Helgoland, nachdem er zuvor den Schiffsjungen der Schulflotte 'Mars' beigezogen. Helgoland prangt im reichsten Flaggenschmuck.

Wie der 'Voss. Zig.' aus Christiania geschrieben wird, trifft der Kaiser am 8. Juli, Nachmittags, auf dem bekannten Touristenplatz Stallen ein und wird dort bis zum 10. Juli verweilen. Im Gefolge des Kaisers werden sich 25 Personen ohne die Dienerschaft befinden.

'Eine Flotte ersten Ranges' lauten die Worte, die der Kaiser unter die umfangreiche arabische Darstellung der englischen Flotte gesetzt hat. Die gefesselte Wirtin in der Buntecke des Reichstages angestrichelt worden ist. Die Zeichnung umfasst 73 Kanonenschiffe, Geschützschiffe und Hilfskriegsschiffe, 39 Kreuzer I. Klasse (davon 13 mit Seitenpanzern), sowie 114 Kreuzer II. und III. Klasse, zusammen 226 Schiffe = 56 Divisionen à vier Schiffe.

Wie in Marinekreisen verlautet, übernimmt Prinz Heinrich vom Herbst ab die Leitung der ersten Marine-Inspektion in Kiel.

Der Erbprinz von Sachsen-Weimar ist als Leiter des russischen Zarenbesuches in Weimar, dessen Chef der Großherzog von Sachsen-Weimar ist, gestellt worden.

Die Kronprinzessin-Witwe Elisabeth von Österreich hat sich gestern früh von Berlin nach Kopenhagen begeben.

Das unter dem Vorsitz des Königs Albert tagende Schiedsgericht in der Lippe'schen Erbfolgefrage hat gestern seine Verhandlungen beendet. Auf direkt beim Hofmarschallamt eingezogene Erfindungen wurde verurteilt, daß das Ergebnis der Verhandlungen zunächst streng geheim gehalten und erst im Laufe der nächsten Wochen bekannt gegeben werden solle, nachdem der Schiedspruch gerichtlich kommentiert sein wird.

Die am Montag unter dem Vorsitz des Fürsten Hohenlohe abgehaltene Sitzung des Staatsministeriums dauerte fünf Stunden, von 2 bis 7 Uhr. Außer dem beantragten Herrn v. Marschall und dem Justizminister Schindler, der durch Krankheit verhindert war, nahmen sämtliche aktive Staatsminister, auch Herr v. Boetticher, sowie die Staatssekretäre des Reichsjustizministeriums, des Reichsjustizamts, des Reichsjustizrats und des Reichsjustizamts an der Sitzung Theil.

Nach der 'Abd. Zig.' ist die Nachricht, daß der Staatssekretär Freiherr von Marschall sich zum Kurgebrauch in Baden befinde, nicht richtig; Freiherr v. Marschall war nur vorübergehend dort.

Die 'Nordd. Allg. Zig.' bringt folgende Meldung: Der kaiserliche Hofschaffner in Rom v. Bülow wird, dem Vernehmen nach, heute von dort abreisen, um sich an das Hoflager Sr. Majestät des Kaisers zu begeben. Man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Reise mit dem Gesundheitszustand des Staatssekretärs Freiherrn von Marschall im Zusammenhang steht.

Wie uns von gut unterrichteter Seite mitgeteilt wird, dürfte Herr v. Hüne an die Stelle des Grafen Jablonsky als Reichsjustizamts-Sekretär treten.

Der Präsident des Reichs-Versicherungsamts, Herr Dr. Höbber, veröffentlicht folgende Dankfagung:

Als Anlaß meines Ausdrucks aus dem Reichs-Versicherungsamt sind mir so viele Beweise wohlwollender Stimmung in telegraphischer und brieflicher Form aus dem Inland und Ausland zugegangen und laufen noch fortgesetzt ein, daß es mir zur Zeit nicht möglich ist, dieselben sämtlich einzeln, wie ich es gern möchte, zu beantworten. Indem ich mir dies für jetzt vorbehalten, darf ich einhelfen allen Danks, die in solcher Weise mich erfreut und mir das Aussehen aus dem mir lieb gewordenen Amte erleichtert haben, zunächst auf diesem Wege meinen herzlichsten Dank aussprechen. Dr. Höbber.

Wie wir hören hat der Staatssekretär von Elsaß-Lothringen, Herr von Ruttimann, seinen Abschied eingereicht.

Die Reichstags-Session wird voraussichtlich schon morgen, spätestens am Freitag geschlossen, nachdem nur noch die dritten Verhandlungen der Handwerksvereinigungen, des Nachtrags- und des Gesetzeses stattgefunden haben.

Wie ein parlamentarischer Berichterstatter meldet, ist die Novelle zum Vereinsgesetz bereits dem Herrenhaus zugegangen und wird am 24. d. M. auf die Tagesordnung gesetzt werden.

Am Mittwoch Abend findet ein Parlaments-Berichterstatter zufolge eine Besprechung von Reichstagsmitgliedern mit dem Herrn Landesminister bezüglich der Ausführung des Vereinsgesetzes statt. Es besteht die Absicht, eine Interpellation über die Angelegenheit im Reichstage einzubringen.

Die Fahnen der vieren Bataillone. Es ist aufgefunden, daß bei der Parade der Königs-Grenadiere in Stignitz am 18. d. Mts. vor dem Kaiser das Regiment vier Bataillone führte, also auch die Fahne seines ehemaligen vierten Bataillons führte. Andererseits weiß man, daß die aus dem vierten Bataillon neugebildeten Regimenter bisher noch ohne Fahnen sind. Hauptsächlich ist bisher, wie die 'Schles. Zig.' berichtet, eine Willensklärung des Kaisers über die Aufstellung der Fahnen der früheren vieren Bataillone noch nicht ergangen.

Der 'Mittagsanzeiger' veröffentlicht die Telegraphen-Ordnung für das Deutsche Reich.

Von der Stellung der Fürster. Bekanntlich ist durch Königliche Ordre vom 28. v. Mts. den kaiserlichen Fürstern der Rang der Subalternbeamten II. Klasse der Kaiserlichen Armee verliehen worden. Hierzu gibt der Minister für Landwirthschaft etc. bekannt: Auf die dem Beamten dieser Klasse in Bezug auf Tagelohn, Reisekosten und Umzugskosten zuwendenden Einnahmen haben die Fürster daher vom Tage der kaiserlichen Ordre ab Anspruch. Auch sind ihnen dem gleichen Tage ab bei der Pensionierung für die freie Dienstmohnung 27 Mt. 60 Pfg. in Anrechnung zu bringen.

Die 'Zeit.' des Herrn Naumann wird vordringlich zum doch noch ihr Leben zu fristen verurtheilt; Fürster Naumann kündigt an, daß er sie auf eigene Rechnung weiterführen werde. Nicht bezeichnend sind die Bemerkungen, die selbst das 'Voll' dazu macht, wenn es schreibt:

Wir können nicht leugnen, daß wir es lieber gesehen hätten, wenn das unglückliche Organ seinen Betrieb schon jetzt eingestellt hätte. Und wir sprechen dies offen aus in der Erwartung, daß uns Niemand bei diesen Worten niedrige Motive unterstellen wird. Was uns das Bekundende des Blattes begrenzter macht, ist die Art und Weise, in welcher die 'Zeit' unermüdlich die guten und großen Gedanken einer Sozialreform in ärztlichem Geiste auch der berechtigten Kritik preisgibt und compromittirt.

Die Bedeutung der Reise des Präsidenten der französischen Republik, Felix Faure, nach Petersburg wird in einer ansehnlichen offiziellen Note der 'Allg. Zig.' vom Deutschland in Frage kommt, auf ihr richtiges Maß zurückgeführt:

In deutschen Mätern finden wir die Mitteilung, Präsident Faure werde auf seiner Petersburger Reise nicht in Kopenhagen einkehren. Am deutschen Hofe soll man Bedenken gegen seinen Empfang in Hinblick auf Deutschland haben; von hochstehender Seite soll dort das Wort gefallen sein, daß der Weg von Paris nach Petersburg nicht unermüdlich über Kopenhagen führe. Wir möchten diese Mitteilung nicht ernsthaft nehmen, denn einerseits möchten wir nach unserer Kenntnis der Dinge annehmen, daß sie jedenfalls die Erläuterung am kaiserlichen Hofe nicht darstellt; andererseits möchten wir hervorheben, daß es nicht einseitig ist, nicht das allergeringste Interesse daran hat, den Gegenbesuch des Präsidenten Faure in Petersburg, den Besuchszeit und Schicksal nicht notwendig machen, sondern wie zu bezeichnen. Deutschland hat nicht den geringsten Anlaß, das Zusammen aufzuhalten, wenn der Präsident in Petersburg ebenso glänzend empfangen wird, wie in Paris im vorigen Jahre der Fürst und die Prinzin, und ebenso wenig hat Deutschland ein Interesse daran, dem Präsidenten Faure einen glänzenden Empfang bei seinen Gasteigenen in Kopenhagen zu ermöglichen. Wir halten es im Gegentheil für sehr bedauerlich, daß der französische Präsident dort mit allem Pomp, die seiner hohen Stellung gebührt, empfangen wird.

Die Hoffnung, die man nach den letzten Berichten des Majors Leutenens noch hegen konnte, daß es sich bei der im südwestafrikanischen Sömbergsee ausgebrochenen gefährlichen Viehrankheit nicht um die Kinderpest, sondern um eine andere der in Südwestafrika heimischen Seuchen handelt, hat sich leider nicht erfüllt. Wie die 'Nordd. Allg. Zig.' meldet, ist einem jetzt über Kapstadt her eingetroffenen Telegramm des kaiserlichen Landeshauptmanns zufolge, die Kinderpest im Sömbergsee festgestellt worden. Wie Major Leutenens in seiner telegraphischen Meldung hinzusetzt, läßt die Seuche im Herdortlande langsam fort, während es gelungen zu sein scheint, sie bei Windstopp zu isoliren.

Preussischer Landtag.

Abgeordnetenhaus.

Die dritte Lesung des Vereinsgesetzentwurfs.

Haus und Tribünen des Abgeordnetenhauses zeigten sich gestern bis auf den letzten Platz gefüllt, da mit Rücksicht auf die 'Ämmer Lage' und die bevorstehenden Personalveränderungen dem Ausgang der Abstimmung über die Vereinsgesetznovelle mit besonderer Interesse entgegengekehrt wurde. Am Ministerisch ließ einlaß Herr v. d. Mede, Herr v. Boetticher, erst lang umfassen sein Schlußwort im Reichstage und dementsprechend damit das Dementi der 'Nordd. Allg. Zig.' vom vorgelagerten Tage, die den Glauben erwecken wollte, als ob der Boetticher-Kriste nur insoweit besche, wie der Staatssekretär von Boetticher die 'Abst.' habe, zurückzutreten. Die Debatte bechränkte sich auf eine anderthalbstündige Generalabstimmung, welche, zumal durch die brisken Angriffe und die gerabezu tumultuärrische zu nennende Haltung der freimüthigen Parteien, einen sehr erregten Charakter annahm. Zunächst erklärte Abg. H o r e c h t, daß die nationalliberale Fraktion das Gesetz in der Form, welche ihm das Haus gegeben, für eine notwendige Korrektur des Vereinsrechts halte und deshalb wiederum dafür stimmen, aber mehrere Änderungen einbringen ablehnen werde. Der Abg. Richter vertat, um der Annahme der Novelle einen Stein in den Weg zu werfen, den Standpunkt, daß eine besondere gesetzliche Festlegung der Verfassungänderung unbedingt notwendig sei, und ludte die Nationalliberalen dazu zu überzeugen, daß ihr Votum für das Gesetz und eine Verfassungsänderung um so mehr nicht angebracht sei, als Niemand wisse, was die heutige Regierung ist, wie Herr v. Miquel, der 'kommende Mann', über die Vorlage denke. Der Redner zog auch die Erörterungen über die Reichsgerichte herbei, wofür er die offizielle Presse verantwortlich machen wollte. Der Abgeordnete Hansen übernahm wies in einem Inzwischen dem Redner darauf hin, daß dessen eigene Presse sich besonders dieser Materie annahme. Richter er ludte dann im weiteren Lauf seiner Rede die Vertagung der Vorlage durch den Minister seiner v. d. Mede als unzulänglich hinzustellen, gegen den Herr von Boetticher im Reichstage eine Debatte gewesen sei.

Demgegenüber führte Graf Simburg mit Nachdruck seine Doppelstellung als Generalspottier vor, der nicht nur als Parlamentarier, sondern auch als Neulingen hofsender

Journalist aufträte und charakteristische die jetzt vorgebrachten Verfassungsänderungen als Vorzeichen, wie sie von dem Redner der 'verringerten Einkünfte' gewohnheitsmäßig vorgebracht werden. Er versicherte die Regierung des vollen Vertrauens der konservativen Partei, welche in ihrer Haltung den Anfang zu einer energischeren, besseren Politik erblickte. Seine Fraktion stimme für die Vorlage, wiederum nur in der Voraussetzung, daß das Herrenhaus dieselbe verbessern werde.

Im Einklang führte der Redner etwa Folgendes aus: Die Notwendigkeit, auf die Ausführungen des Abg. Richter Eingangs zu erwidern, gelangt und von dem Reichstage, bei dieser Verhandlung zu schweigen, abzugeben. Herr Richter meint, in Bezug auf die Verfassungsänderung liefe unter Verhaken ungewiß und unzulässig. Der § 107 der Verfassung zeigt aber in seinem Wortlaut, daß dies wohl zulässig ist. Doch man die Verfassungsänderung auch durch ein besonderes Gesetz vornehmen kann, ist zweifellos, aber es ist demselben zweifellos, daß, wenn wir die dritte Abstimmung nach 21 Tagen wiederholen, die Änderung der Verfassung im Gesetz selbst vorgenommen ist. Auf die Art und Weise des Herrn Richter, diese Dinge zu behandeln, möchte ich nicht eingehen - sie ist ihm eigenbüchlich. Das liegt in der Konstitution seiner Stellung, daß man nicht weiß, ob er mehr Journalist ist oder mehr Parlamentarier. (Sehr richtig! und Bräcker recht.) Vom Standpunkte des Journalisten, des Letztarbeits-schreibers, ist seine Ausführung eine sehr geistreiche. Durch die Aufstellung von Behauptungen, die unermessen sind, und durch die Aufstellung von Fragen, die die Regierung und die anderen Parteien veranlassen, auch wieder etwas zu sagen; daran läßt sich dann weiter anknüpfen, was verfolgt der Journalist doch für einen Zweck, als der, daß er Stoff hat, an den er seine Artikel anknüpfen kann. (Geheißel und Zustimmung rechts, Linke links.)

Wenn der Abg. Richter sagt, die Regierung hätte diese Frage freier behandelt, so müssen wir sagen, daß wir zwar von der Regierung etwas größere Entschiedenheit in der Behandlung der Dinge wünschten, aber daß wir gerade in dieser Vorlage und in der Art, wie die Regierung sie behandelt, den Anfang von einem Verfahren erblickten, das uns erwünscht ist. (Vocal! rechts.) Das heißt den Anfang von einer energischeren, festeren Politik, die wesentlich anhaltend sein wird. (Geheißel Zustimmung und Bräcker rechts.) Charakteristisch für Herrn Richter ist die Art, wie er die Vertagung der Vorlage durch Herrn v. Boetticher im Reichstage relativ lobt, und wie er die Vertagung durch Herrn v. Boetticher in dem inneren Anlaß, mit weniger guten Vertagung des Herrn v. d. Mede entgegensteht. Nun, die Herren, die im Reichstage ansetzen wollen, werden mir bezeugen, daß man eine festere, reichere, energischer, eine 'Reue' durchaus nicht finden kann, als die, in welcher Herr Richter der Rede des Herrn v. Boetticher gegenüber auftrat. (Sehr richtig! rechts.) Wenn man das konstatirt, so muß man sagen, es ist eine große dialektische Geschicklichkeit beim Abg. Richter vorhanden und eine große Fähigkeit, den Moment richtig zu ergreifen, das man aber nicht finden würde, wenn man politischen Entscheidungen und Vorschläge ein großes Gewicht belegen kann, ergibt sich daraus nicht. (Sehr richtig! rechts.) Er sagt, wenn die Regierung konstitutionell wäre, so hätte sie uns verlagt; er hätte Recht, wenn er that, 'konstitutionell' gesagt hätte, 'parlamentarisch'. Wenn wir eine parlamentarische Regierung hätten, wenn wir die Minister, die wir haben, nicht haben, die Mehrheit hervorbringen, dann wäre die Vertagung des Abg. Richter richtig, aber so weit hin wir Gott sei Dank in Preußen noch nicht (Beifall rechts), konstitutionell löst sich das Verhalten der Regierung durchaus. Wenn nun der Abg. Richter vorschlägt, den Minister zu vertagen, so hat er die Bedeutung der betreffenden Verfassungsbestimmungen nicht richtig aufgefaßt. Wir sind berechtigt, die Anwesenheit von Ministern zu fordern, aber nur in dem Sinne, daß Minister bestimmen und eine Vorlage verhandeln, aber daß wir das Verlangen stellen dürfen, wir wollen den und den Minister hören, ist aus der Verfassung nicht zu folgern. Auf die politischen Kombinationen, was kommen kann und welche Regierung es werden kann, ist es nicht nach der ganzen Haltung meiner politischen Freunde nicht einzulassen. Die Erneuerung der Minister ist ein Privatrecht der Krone, und wer das Vertrauen seiner Majestät des Kaisers und Königs hat, der wird zum Minister ernannt, und wir haben diese Minister zu konstatiren, nicht (Beifall rechts.) Was die Vorlage nicht finden kann, ist mich auf die Eingetragten nicht einzulassen, wir haben die Erklärungen abgegeben, wir wünschen, daß die Vorlage an das Herrenhaus geht, damit auch dieses sein Votum abgibt; wir haben keinen Zweifel darüber geäußert, daß wir der Vorlage in der Session, in der wir heute hier zusammen, definitiv nicht zustimmen können. Wir stimmen nur dafür, weil wir auch das Herrenhaus darüber hören wollen und weil wir sicher sind, daß die Vorlage in dieser Session nicht Gesetz wird. (Beifall rechts.)

Nachdem der Abg. Richter sich den Angriffen des Abg. Richter gegen die Vorlage und gegen die Regierung angeschlossen und Abg. Freiherr v. Heeremann die Ablehnung des Centrums erklärt hatte, nahm der Minister des Innern das Wort:

Meine Herren, die bisherigen Ausführungen gehen mir nur hinsichtlich eines Punktes Veranlassung, einige Worte zu erwidern; und zwar sind das nicht etwa die Anweisungen der Herren Richter und Richter hinsichtlich der jetzigen Lage und der Zustufe auf Mitglieder des kaiserlichen Staatsministeriums. Diese Angriffe sind namentlich in der Form, in der sie gefallen sind, tangential die kaiserliche Staatsregierung nicht (Beifall rechts.) Was mir zu einigen Worten der Erneuerung Veranlassung giebt, ist lediglich die von den Herren getreite Frage der Verfassungsänderung. Die kaiserliche Staatsregierung betrachtet sich in erster Linie als den Leiter der Verfassung, und es ist daher wohl selbstverständlich, daß die Frage, welcher Weg hier einschlagen wird, sich ausschließlich von der Erneuerung der Verfassung gerichtet werden muß. Es läßt sich nicht leugnen, daß der jetzt vom Herrn Abg. Richter vorgeschlagene Weg auch gangbar ist - er ist ja früher auch mehrfach betreten worden - es ist auch richtig, daß eine Anzahl von Staatsrechtlern sich dahin ausgesprochen hat, daß dieser Weg vorzuziehen ist, beizutreten ist; die kaiserliche Staatsregierung ist wohl reichlicher Erwägung, insbesondere auch in Anbetracht einer Reihe von Vorkäufen, zu der Auffassung gelangt, daß dieser Weg nicht der einzige sei, und daß es sich in diesem Falle empfehlen, den von ihr vorgeschlagenen indirekten Weg der Verfassungsänderung zu beschreiten. So kam ausdrücklich ins Auge, daß der Herr Reichsminister, der durch ein Unwohlsein in seinen Reducen vertheilt ist, der Sitzung beiwohnen, dieser Auffassung beigetreten ist. Er hat mich ermächtigt, zu erklären, daß er das Herrenhaus, welches das



Trilby.

[Nachdruck verboten.]

Roman von George du Maurier.

Deutsch von Marg. Jacobi.

31]

„Deine Herrin iſt eine Pfarrerſtochter, Tyras, und deſhalb ein noch größeres Räthſel als die anderen Frauen in dieſer unverständlichen Welt. Wäre mein Herz nicht mit Wachs verklebt, wie die Ohren der Gefährten des Odysſeus, als ſie bei den Sirenen vorüberſchifften — Du wirſt doch von Odysſeus gehört haben, Tyras — der hatte auch einen treuen Hund — wenn mein Herz nicht mit Wachs verklebt wäre, ſo würde ich Deine Herrin unendlich lieb haben; vielleicht willigte ſie auch ein, mich zu heirathen, wenn ich um ſie anhielte — der Geſchmack iſt oft wunderbar. Ich weiß, ich würde ihr ein guter Ehemann ſein, dazu kenne ich mich genügend — ich würde ſie glücklich machen, und auch zwei andern Frauen die größte Freude bereiten.

„Was mich perſönlich betrifft, Tyras, ſo macht es keinen großen Unterſchied, welche Frau ich nehme, wenn ſie nur gut und hübsch iſt. Du glaubſt mir nicht? Warte nur, bis Du auch ſo ein Leiden haſt wie ich — nur ein Eiterbläschen, ein Klümpchen geronnenes Blut, kaum ſo groß wie ein Stednadelknopf, in irgend einer Nervenzelle! — Und ſolche Kleinigkeit, ein ſolches Nichts iſt ſchuld an all' meinem Elend und macht mir das ganze Leben zur Laſt. Tag und Nacht möchte ich es verfluchen!

„Und es bedarf nur eines ebenſo winzigen Dinges, eines geringen Auploſes, um es fortzuſchaffen, ſagt man.

„Dieſes winzige Ding aber, dieſes Sandkorn, das doch koſtbarer iſt als ein Diamant, beſitzt Alice ganz allein auf der weiten Welt. Sie nur hat das Mittel, das mich jetzt noch heilen kann; durch ihre Hand, ihre Lippen, ihre Augen — ich fühle es — kann ich geneſen. Es hat mir letzte Nacht geträumt! Sie ſchaute mich an, nahm meine Hand — meine beiden Hände — küſtete mich auf die Augen, auf den Mund, und jagte mir, wie ſehr ſie mich liebe! Ein wunderſchöner Traum! Das Blutklümpchen zerfloß wie eine Schneeflocke, und ich hatte mein altes Selbſt wieder — nach vielen, vielen Jahren — nur durch den Kuß einer reinen Jungfrau!

„Noch nie im Leben haben mich unſchuldige Frauenlippen geküßt, außer die meiner Mutter und Schweſter — und die zählen beim Küſſen nicht mit.

„O, ich weiß, ſie wird mir Heilung bringen, die ſüße Samariterin! Ganz plötzlich werde ich Alles wiederhaben, gerade wie in meinem Traum. Dann wollen wir Drei uns zuſammen freuen und glücklich ſein . . .

„Aber, Deine Herrin iſt eine Pfarrerſtochter und glaubt Alles, was man ſie von klein auf gelehrt hat, gerade wie Du. Das hoffe ich wenigſtens. Und es iſt mir lieb an ihr — und an Dir auch.

„Sie hat ihrem Vater geglaubt — wird ſie mir auch glauben, obgleich ich ſo ganz anders denke wie er? Und wenn ſie es thut,

wird es gut für ſie ſein — wird ſie nicht irre werden an ihrem Vater? O, es iſt ſchlimm, wenn man den Glauben an ſeinen Vater verliert und das Vertrauen auf ihn. Es iſt ein großes Unglück, Tyras, das zu erleben, und entweder an ſeiner Aufrichtigkeit zweifeln zu müſſen oder an ſeinem Verſtande. Denn er hat (mit Hilfe der Mutter) uns das Beſte gelehrt, was er ſelber weiß, wenn er ein guter Vater war — bis ein Anderer kommt und uns noch Beſſeres lehrt — oder Schlimmeres!

„Und dann weiß man nicht mehr, welche von den früheren Lehren wahr ſind und welche falſch. Wie ſoll man die Spreu von dem Weizen unterſcheiden? . . .

„O kniee und bete ruhig weiter, ſchöne Heilige! Ich will Dir gewißlich nicht den Glauben an Deinen Vater nehmen — weder an den Vater auf Erden noch an den Vater im Himmel!

„Ja, da kniet ſie in der Kirche, beugt das ſchöne Haupt über die gefalteten Hände, und ihre Gewänder fallen anmuthig um ſie her: ich ſehe es deutlich vor mir.

„Tief drinnen aber in dieſer Umhüllung iſt das arme, ſanfte, rührende Ding von Fleiſch und Blut, das Liebe, ſchwache Geſchöpf mit dem großen Herzen und dem kleinen Hirn, das Weib, das ſo liebenswerth und ſo gebrechlich iſt. Niemals ſich ſelbſt genug, immer vertrauend und ſich anlehnd — wie oft habe ich es gemalt; ich kenne es auswendig und liebe es — ach, ich liebe es unausſprechlich! Wer nicht Maler oder Bildhauer iſt, wird ſolche reine und erhabene Liebe nie begreifen können.

„Ja, da kniet ſie und bringt Lob und Preis, wie ſich's gebührt, oder klagt ihren Kummer demüthiglich. Vielleicht betet ſie auch für mich. Sie glaubt, daß ihr armes Bitten droben erhört wird. Das Unmögliche wird geſchehen, denn ſie ſieht ja ſo innig um die Erfüllung ihrer Wünſche. Sie glaubt — ſie glaubt — was glaubt ſie nicht Alles, Tyras? —

„Nun, wenn ſie an mich zu glauben vermag, ſo kann ſie dreißt auch Alles andere glauben. Warum nicht?

„Ich bin entſchloſſen, mir ſelber untreu zu werden, um des lieben Mädchens willen, hörſt Du! Ich will neben ihr knien, Morgens und Abends und den ganzen Sonntag lang, wenn ſie es wünſcht. Was thäte ich nicht für die einzige ſchöne Frau, die an mich glaubt? Auch dieſen Glauben will ich bei ihr ehren und mein Beſtes thun, damit ſie nie irre an mir wird. Wie könnte ich ein ſo koſtbares Gut verſchleudern! . . .

„Mit Alice, Deiner und meiner holden Herrin, Tyras, iſt alſo Alles in beſter Ordnung.

„Aber was ſoll ich mit Alice's Papa anfangen? Da liegt der Haſe im Pfeffer!

„Iſt es unter irgend welchen Umſtänden erlaubt, einem erwachſenen Mann ein K für ein U zu machen? Selbſt wenn er ein Pfarrer iſt und mein künftiger Schwiegervater? Das iſt eine recht heiße Gewiſſensfrage.

„Wenn ich bei ihm um die Hand ſeiner Tochter anhalte, was ſich nicht umgehen läßt, und er mich nach meinem Glaubens-

bekennniß fragt, wie er ohne Zweifel thun wird — soll ich ihm da die Wahrheit sagen?

„Nein, ich lüge einfach durch dieß und dünne — das muß ich — das will ich — das geht keinen Menschen etwas an. Mit dieser Lüge stiftete ich größeren Nutzen als wenn ich die Wahrheit spräche und mache nicht nur ein paar Menschen glücklich, die es wohl verdienen, sondern obendrein auch mich selbst und das liebste Mädchen von der Welt. Der Zweck heiligt die Mittel, das ist meine einzige Entschuldigung. Dabei ist meine Lüge so ungeheuerlich, daß ich für immer daran genug haben werde; ich brauche mein Lebtag keine zweite zu sagen.“

Hier sprang Tyras plötzlich in die Höhe und schoß wie ein Pfeil davon. Er hatte eine ihm wohlbekannte Gestalt aus dem Pfarrhaus kommen sehen.

Der Pastor war ein großer, starker, wohlansehnlicher Mann, von Wetter und Wind gebräunt; er sah noch jung aus, freundlich, höflich, weltklug, scharfsichtig, etwas pomphaft und sehr gebieterisch, wie Jemand, der nicht viel von tiefsinniger Forschung hält und dem ein junger strenggläubiger Landebelmann und Jagdfreund, mit reichem Gut und hohem Wuchs tausend Mal lieber ist, als alle Maler in der Christenheit.

„Jetzt gilt's,“ dachte der kleine Billy. Es war ihm etwas unbehaglich zu Muthe; Mices Vater erschien ihm größer und würdevoller als je, und wie die verkörperte Strenge und Pünktlichkeit.

„Willkommen in der Heimath, lieber Apelles! Wir haben alle Ursache, stolz auf unsern Künstler zu sein. Erst gestern abend wünschte der junge Lord Archibald Waring, er wäre nur halb so talentvoll wie Sie. Er malt nämlich mit Leidenschaft und möchte am liebsten gleich selber Maler werden. Für den äiten, guten Marquis ist das ein förmlicher Nummer.“

Nach dieser schmeichelhaften Anrede blieb der geistliche Herr vor dem kleinen Billy stehen und schüttelte ihm die Hand. Eine Weile sahen sie zusammen aufs Meer hinaus und der Pastor machte die hergebrachten Bemerkungen über die blaue, graue und grüne Färbung der See, über ihre Schwermuth und ihre Lücke.

„Wer schiffet getrost auf Deiner Fluth, Du unergründlich Meer!“

„Wir beide wohl nicht,“ sagte der kleine Billy und so wandten sie der See den Rücken und schritten landeinwärts.

Das Gespräch kam bald in Fluß; sie sprachen behaglich über Landwirthschaft, Gartenbau und ähnliche harmlose Dinge, denn sie kannten einander schon seit vielen Jahren, der Pastor war sogar eine Zeitlang der Lehrer des kleinen Billy gewesen.

In aller Freundschaft hatten sie so einen schmalen, bewaldeten Hohlweg erreicht. Da stand der Pastor plötzlich still und sah dem Maler voll ins Gesicht.

„Was für ein Buch haben Sie da in der Hand, William?“ fragte er streng.

„Dies Buch? — ja so — die ‚die Entstehung der Arten‘ von Charles Darwin. Ich — ich habe es — sehr g—g—gern — lese es schon zum drittenmal — und f—f—finde es sehr gut. Es erklärt einem manches, wissen Sie.“

Nach einer Pause kam die noch strengere Frage:

„In welche Londoner Kirche gehen Sie am häufigsten, William, besonders zum Abendgottesdienst?“

Der kleine Billy wurde sehr verlegen, alle Selbstbeherrschung verließ ihn.

„Ich — ich — gehe gar nicht mehr zum Gottesdienst,“ stammelte er, „weder Morgens, Mittags noch Abends. Schon längst habe ich es aufgegeben, die Kirche zu besuchen. Ich gestehe Ihnen das ganz offenherzig und will Ihnen auch sagen warum . . .“

Sie gingen weiter und ihr Gespräch drehte sich um die wichtigsten Gegenstände; es führte unglücklicherweise zu einer sehr ernstlichen Entzweiung — an welcher wahrscheinlich alle beide die Schuld trugen — und endigte am Ausgang des bewaldeten Hohlwegs in völlig unerwarteter, höchst peinlicher und beklagenswerther Weise.

Als sie nämlich ins Freie traten, war der Maler feuerroth, der Priester aber leichenbläß. Er warf sich in die Brust und richtete sich in seiner ganzen Höhe und Würde auf, während der gerechte Zorn ihm aus den Augen sprühte. „Herr,“ rief er mit drohend erhobener Stimme, „Sie sind ein — sind ein — ein Dieb — ja, ein Dieb, Herr! Sie wollen mir meinen Heiland rauben! Ich bitte mir aus, daß Sie nie wieder einen Fuß über meine Schwelle setzen!“

Der kleine Billy verbeugte sich. „Wenn es sich um Schimpfwörter handelt, so will ich Ihnen nur sagen, daß Sie — daß Sie — ein ganz — aber nein, Sie sind Mices Vater — und was Sie sonst noch sein mögen, muß auf sich beruhen. Das kommt davon, wenn man einem Pfarrer die Wahrheit sagen will. Ich habe die Ehre, Ihnen guten Morgen zu wünschen.“

So steif, als hätten sie jeder eine Elle verschluckt, trennten sich die beiden in entgegengesetzter Richtung, während Tyras in der Mitte stand und trostlos bald der einen, bald der andern verschwindenden Gestalt nachschaute.

Der kleine Billy aber hatte sich überzeugt, daß er sich ebenso schlecht aufs Lügen verstand, wie aufs Fliegen. Er heirathete die schöne Mice nun doch nicht, und wer weiß, ob sich das nicht somohl zu ihrem wie zu seinem Heil so gefügt hat. Aber es herrschte große Trübsal im Hause Bagot viele Tage lang, und ein zärtliches, frommes und reines Mädchenherz grämte sich noch lange Monate hindurch vergebens.

Das Beste und Schlimmste an der Sache war, daß viel Jahre später der gute Pastor plötzlich, in Folge einer glücklichen Spekulation mit irländischem Bier sehr reich wurde — was nicht vielen Pfarrern geschieht, die sich mit Aktien und Dividenden befassen. Gleichzeitig begann er jedoch ernstlicher als früher über manche Dinge nachzudenken (wie es sich für einen Geschäftsmann schickt); wenigstens erzählt man sich das in Nord-Devonshire, und die Geschichte ist nicht ganz unglücklich — soll sogar schon öfter dagewesen sein. Aus kleinen Zweifeln wurden große. Er entzweite sich mit dem Bischof, mit dem Dekan, sogar mit seinem armen guten alten Marquis, welcher starb, bevor eine Verjöhnung zu Stande kommen konnte. Endlich hielt er es für Gewissenspflicht aus der Kirche auszutreten, die für ihn zu eng geworden war, und siedelte mit Hab und Gut nach London über, um wenigstens freier athmen zu können. Dort aber befiel ihn eine große Unruhe. Die geistliche Oberherrschaft war ihm zur zweiten Natur geworden. Er war zu sehr gewöhnt, besonders den Frauen durch seine gewichtige Persönlichkeit, seine hohe, ernste Stirn, seine anmuthigen Handbewegungen und den Wohlklang seiner Stimme Eindruck zu machen, und konnte sein Amt nicht entbehren. So trat er denn zu den Unitariern über und wurde bald einer der beliebtesten Prediger dieser Sekte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom „Deutschen Greta-Green“.

Eine Blauderei aus Helgoland.

Von Gustav Kopal.

Irrendwo vor längerer Zeit las ich in einem Feuilleton, das über die „Perle der Nordsee“ Wahres und Falsches in buntem Durcheinander brachte, die Bezeichnung Helgolands als „Greta-Green für deutsche Liebespaare“. Mein journalistischer Kollege meinte, wie sich aus dem Zusammenhang ergab, allen Ernstes, daß man hier gerade so prompt und ohne alle Formalitäten aus der wogenden See des Ledigseins in den Hafen der Ehe gelotet werden könne, wie in dem berühmten schottischen Grenzorte, der den Romanschriftstellern Alt-Englands so oft schon dankbaren Stoff geboten hat. Auch zu einem Operntext hat dieser gebietet. Ich glaube, das unsern Großeltern noch sehr gut bekannte musikalische Werk wird heutzutage ebensowenig aufgeführt, wie in Greta-Green selbst überhaupt noch Trauungen absonderlicher Art von dem Amts-Nachfolger des hieheren Mannes vollzogen werden, der, seines Zeichens ein Großschmied, dereinst in seinen Mußestunden als Magistratsperson auch die Ketten Hymens geschickt zusammenzuschweißen wußte. Aber „Der Schmied von Greta-Green“, so heißt auch die Oper, dankte jedenfalls seine günstige Geschäftskonjunktur derjenigen Zeit, als es noch keine Eisenbahn gab. Greta-Green war an der englisch-schottischen Grenze die erste Position, wenn man an das Nordufer des Tweed gelangt war. Heutzutage jedoch laufen die den etwaigen hartherzigen Eltern oder Vormündern entronnenen englischen Liebespaare per Vitzzug nach irgend einer der vielen unfern der Grenze gelegenen Städte mit Hotels ersten Ranges, die gute Table d'hôte und anderen Komfort bieten, wie man ihn in dem schottischen Grenzort schwerlich finden dürfte. Greta-Green besaß und besitzt nämlich nicht etwa, wie Mander glaubt, ein besonderes Privilegium. Vielmehr besteht in ganz Schottland eine so wunderbare Gesetzgebung betreffs der Eheschließungs-Formalitäten, daß jedem normalen deutschen Rechtskundigen, der zufällig davon Kenntniß nimmt, die Haare zu Berge stehen müssen. Deshalb will ich auch auf diesen Gegenstand hier nicht weiter eingehen, denn allzu unwahrscheinliche Dinge, wenn sie auch zehntausendmal nachweislich wahr sind, soll ein auf Reputation haltender Schriftsteller seinen Lesern lieber gar nicht erzählen.

Wer Helgoland als „Deutsches Greta-Green“ bezeichnet, der hat recht und unrecht, je nachdem. Durchaus feststehend ist die Thatfache, daß alljährlich so und soviel Paare hier anlangen, um sich trauen zu lassen und denen, nach Ablegung eines Eides und Erlegung von 200 Reichsmark baar, die Erfüllung ihres Wunsches binnen kürzester Zeit beschafft wird, unter Umständen schon binnen einer Stunde nach Ankunft des Dampfers! Das klingt fabelhaft, aber es ist wahr, absolut wahr; der wackere Herr Pastor Schröder hierorts, den ich zufällig zu interviuen Anlaß nahm, hat es mir selbst versichert. Und wohl zu merken, richtig und bindend, gesetzlich und kirchlich gültig überall, durchaus unanfechtbar ist die Trauung hier auf dem rothen Felsen. Das war sie schon, als Helgoland noch unter englischem Szepter stand. Wollends jetzt, da hier Deutschlands Schwarz-weiß-roth weht, sollten diejenigen sonderbaren Zweifler, die eine Trauung auf Helgoland als irgend etwas Minderwertiges anzusehen geneigt wären, doch gültig in Betracht ziehen, daß das löbliche Deutsche Reich, in dem Ordnung, Gesetz und Sitte gilt, sicherlich einen Zustand nicht dulden würde, der gegen jene weitentlichen Erfordernisse eines modernen Kulturstaates irgendwie zu verstößen geeignet sein könnte.

Das ist aber keineswegs der Fall. Deshalb ist auch nach der Angliederung Helgolands an das Deutsche Reich am 10. August 1890 der hinsichtlich der Trauungen ohne Aufgebot bestehende Ausnahmezustand unverändert in Kraft geblieben. Viele Leute nahmen damals an, daß das nicht der Fall sei, und deshalb verminderte sich in der ersten Zeit nach der Besitzergreifung die Zahl der Trauungen merklich. Diese Uebergangsperiode aber ist, so meinte Herr Pastor Schröder, längst überwunden; gegenwärtig ist die frühere Durchschnittsziffer wiederum überschritten und, beispielsweise im laufenden Jahre haben bis Ende Juli schon etwa 50 Paare hierorts die Trauung ohne Aufgebot vollziehen lassen.

„Ohne Aufgebot!“ Darin liegt das Hauptkriterium des hier geltenden Ausnahmezustandes. Im Uebrigen aber unterscheidet sich, wie man gleich bemerken wird, diese Helgoländer Eheschließung wirklich äußerst wenig von demjenigen, was im Allgemeinen im deutschen Vaterlande Brauch ist. Deshalb trifft auch, wie vorhin schon ange-

deutet, der Vergleich mit den wundersamen Zuständen in Schottland, in specie Greta-Green, in sehr vielen Punkten ganz und gar nicht zu. Gründlich im Irrthum befinden sich namentlich diejenigen schwärmerischen Liebesleute, die gelesen haben oder sich haben erzählen lassen, die Sache mache sich auf Helgoland etwa in ähnlicher Weise, wie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, wo neben den Geistlichen der verschiedensten Sekten auch Friedensrichter, Notare und sonstige juristische Respektpersonen aller Art im Handumdrehen Männlein und Weiblein zusammenfügen, gegen Erlegung der üblichen Gebühren etwa nach folgendem Rezept:

„Willst ihn?“ — „Ja.“ — „Willst sie?“ — „Ja.“ — „Seid Mann und Frau; kostet vier Dollars.“

Da giebt es denn, ganz abgesehen von der hierorts immerhin recht respektable Höhe der erwachsenen Unkosten, sehr häufig einen Moment unangenehmer Enttäuschung, wenn der heirathslustige Jüngling auf hochachtungsvoll-ergebene briefliche Anfrage von der zuständigen Stelle (das ist das Pastorath dem alle solche Zuschriften überwiesen werden) folgende gedruckte Antwort erhält:

„Helgoland, den . . . 18 . . .“

P. P.

In Beantwortung Ihres Geehrten . . . ermangele ich nicht, Ihnen nachstehend die gesetzlichen Bedingungen mitzutheilen, welche von Auswärtigen, die hier getraut werden wollen, zu erfüllen sind.

1. Es ist ein Tauffchein zu produziren, da Israeliten nicht getraut werden können. Auch muß mindestens ein Theil evangelisch sein.
2. Bisher Unverehelichte, welche das 25. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, müssen den obrigkeitlich oder notariell beglaubigten Konsens der Eltern zu der beabsichtigten Ehe beibringen. Minderjährige, d. h. solche, welche das 22. Lebensjahr noch nicht erreicht haben, müssen mit den Todtenscheinen der Eltern auch die Einwilligung der Vormünder beibringen.
3. Vermittelte haben den Todtenschein des verstorbenen Gatten vorzulegen und, falls unmündige Kinder aus der früheren Ehe vorhanden sind, auch eine Bescheinigung, daß die Erbansprüche dieser Kinder gesichert sind.
4. Geschiedene müssen das Scheidungserkenntniß produziren, aus dessen Gründen sich kein Hinderniß gegen die beabsichtigte Eheschließung ergeben darf.
5. Alle haben hier vor der zuständigen Behörde, bei welcher ich einen diesbezüglichen Antrag einreiche, zu beschwören, daß sie ledig sind, worauf dann die Erlaubniß zur Trauung ohne Aufgebot ertheilt wird.
6. Die erforderlichen Dokumente sind vorher einzusenden, solche, die in einer anderen als der deutschen, englischen oder französischen Sprache abgefaßt sind, in beglaubigter Uebersetzung.
7. Die Gesamtgebühren für alle betheiligten Beamten und öffentliche Kassen sind auf 200 Mark festgesetzt.
8. Können die vorstehend angegebenen Bedingungen erfüllt werden, so steht der Trauung hier selbst nichts entgegen. Meistens kann dieselbe schon am Tage der Ankunft vollzogen werden.

Hochachtungsvoll ergebenst

Pastor H. Schröder.“

In sehr, sehr vielen Fällen wirkt diese recht prosaische Antwort äußerst vernichtend auf das entflammte Strohfeuer poetischer Gefühle. Wie manche jugendliche Leute mögen in ihrem Liebesrausche den „Konsens der Eltern“ gerade für dasjenige überflüssige Beiwerk erachtet haben, auf das die braven Einwohner der romantischen Klippe keinen Werth legen dürften — und nun schmettert eine so grauiame Enttäuschung den Hagel auf die junge grüne Saat ihres Herzensbündnisses! Das kommt davon, wenn man sich nicht gehörig informiert. Jeder ältere Badegast — und deren giebt's doch genug in Deutschland — würde ihnen auf Befragen gern erfahrungsgemäß mitgetheilt haben, daß die Helgoländer durchaus nicht romantisch veranlagt vielmehr nüchternpraktische Geschäftsleute sind, und kein Vernünftiger wird ihnen das verdenken.

Doch, um auf unser Thema zurückzukommen, vermeiden wir konjunktural-Politik und beschäftigen uns nicht mit denen, die nach erhaltenem Bescheide feufzend verzichten müssen. Interessanter dürfte der Versuch einer Forschung sein, welche Beweggründe wohl die 50 Brautpaare des laufenden Jahres gerade nach Helgoland geführt haben. Wie aus dem Schema

des Pastorats ersichtlich, hätten zweifellos sehr viele unter ihnen die Trauung auf dem deutschen Festlande gleichfalls haben können, wenn sie nur gewollt hätten, denn viel mehr Papiere, als hier verlangt werden, nimmt ja auch der deutsche Standesbeamte von der Etsch bis zu dem Belt schwerlich in Anspruch.

Meine Ermittlungen hierüber sind naturgemäß lückenhaft, denn die indistrete Frage, wie man überhaupt dazu komme, sich gerade auf Helgoland trauen zu lassen, wird selbstverständlich von den Helgoländern nicht gestellt; die stellen überhaupt keine überflüssigen Fragen, das überlassen sie den zahlreichen wissbegierigen Badegästen, denen sie mit unerhöplicher Geduld zu antworten gewöhnt sind. — Also zunächst stellen die sogenannten „Ueberseer“ ein starkes Kontingent. Es ist, so schmerzlich es auch ein deutsch-staatsbürgerliches Gemüth berühren muß, eine traurige Thatsache, daß man an sehr vielen Orten jenseits des Ozeans von solchen Papieren, die dem biedereren Germanen so unerläßlich scheinen wie die Lebensluft, gar nichts weiß; Impf-, Konfirmations-, Militärbefreiungs- und so manche andere Scheine, für die ein reich mit Nachwuchs gesegneter Familienvater sich füglich einen eignen Schrank anschaffen kann, hält man in transatlantischen Gegenden für einen entbehrlichen Luxus. Nun kommt so ein unglücklicher Amerikaner, Afrikaner zc., nach Deutschland, verliebt sich in blonde Locken nebst Zubehör, möchte heirathen und will mit dem nächsten Steamer wieder hinüber. Für ihn ist der Umstand, daß man in Helgoland wirklich nur die durchaus notwendigen Dokumente verlangt, ganz unschätzbar und mit 200 Mark sehr billig bezahlt.

Eine zweite Kategorie entgeht durch die Helgoländer Trauung den noch bedeutenderen Kosten und Umständen, sowie dem Zeitverluste, die durch das Aufgebot verursacht werden. Hiervon können namentlich Bühnenkünstler ein Lied singen. Ich habe einmal in Hamburg einen derartigen Aushang gelesen, der die Proklamirung des Aufgebots in Wien, Niga und noch einem viertel Duzend anderer Städte ver fügte, als an denjenigen Orten, wo die Brautleute innerhalb der letzten Jahre „gewohnt haben“, d. h. engagirt gewesen waren. Deshalb wissen auch die Herrschaften von Theater die „Trauung ohne Aufgebot“ zu schätzen.

Das wären die Haupt-Kategorien. Zu ihnen gesellen sich noch vereinzelt Paare, die besondere Gründe haben, sich in der Heimath nicht trauen zu lassen. Beispielsweise verweigern in Mecklenburg die Geistlichen die Trauung zwischen Vetter und Base; in England darf man die Schwester der verstorbenen Gattin nicht heirathen. Ferner giebt es Brautpaare, in deren Familiengeschichte irgend ein dunkler Punkt vorhanden ist, von dem man nicht gern spricht, selbst nicht vor dem Standesbeamten und vor dem Geistlichen, denn neben diesen Respektpersonen, deren Diskretion man sicher ist oder doch sein sollte, giebt es Hilfskräfte, als da sind Schreiber, Kirchenbeamte zc., die man nicht gern im Stammbaum-Geheimniß zc. einweißen möchte.

Schließlich — last not least — bin ich der festen Ueberzeugung, daß es selbst in unserer nüchternen Zeit noch Brautpaare giebt, denen es Freude macht, nicht auf dem allgemein üblichen Wege, vielmehr auf hoch romantische Art den Herzenbund zu schließen. Wer unabhängig von Erbtanten und Amtsvorgesetzten, Geschäftsrücksichten und allen sonstigen leichteren oder schwereren Fesseln, die Lebensstellung oder Konvenienz aufzulegen, die Ehechließung ohne Polterabends- und Hochzeitsfesttrapaßen geheißen lassen möchten, welchen herrlicheren Ort könnte er finden, als dies wundervolle Eiland, das ein Zauber der Poesie umgiebt, wie er einzig in seiner Art ist! Hier mit der Neuwahlten zur Düne zu fahren, auf dem Oberlande die gigantischen Felsmassen zu bewundern, am Strande der dröhnenden Brandung zu lauschen — welcher Rahmen wäre schöner, das junge Eheglück zu umfassen! Nun ja, es giebt Alpen, Riviera zc., die gewiß auch nicht zu verachten sind, aber die vortreffliche Küche, die Sauberkeit in den Logirhäusern und die vielen sonstigen schätzbaren Eigenschaften Helgolands sind doch auch kein leerer Wahn. Deshalb halte ich dafür: Es haben sich ganz gewiß hier auch Leutchen trauen lassen, die es nicht nöthig gehabt hätten, nur, weil es doch sicherlich etwas Eigenartiges ist.

Schließlich möge noch erwähnt sein, daß meiner Ueberzeugung nach die „Trauung ohne Aufgebot“ noch ein Ueberbleibsel aus dänischer Zeit ist. Nach früheren dänischen Gesetzen war die Trauung ohne Formalitäten auf sogenannten „Königsbrief“ auch in Schleswig-Holstein zulässig, und es mag namentlich in Hamburg noch alte Ehepaare geben, die sich auf diese Weise in Altona haben trauen lassen. Eine berühmte und hochverehrte Hamburgerin, deren Andenken noch lange in einem von ihr gegründeten Stift fortleben wird, erzählte mir vor etwa vierzig Jahren persönlich,

wie sie mit ihrem Verlobten zu einem Altonaer Pastor gefahren war, der sie nach anfänglicher Weigerung feugend und sehr ärgerlich sofort traute, nachdem sie den „Königsbrief“ aus der Tasche gezogen hatte.

Allerlei.

Ein Inselroman, der an die Robinsonaden des vorigen Jahrhunderts und an den deutschen Roman „Die Insel Felsenburg“ erinnert, ist das Schickal einer Inselbevölkerung, mit dem sich ein kürzlich von der britischen Regierung herausgegebenes Blaubuch beschäftigt. Dieses Blaubuch trägt den Titel: „Papiere, betreffend die Cocos-Keeling-Inseln und die Christmas-Inseln“, und die in London erscheinende Saturday Review sagt von diesem Blaubuch: „Wenn die Blaubücher immer so interessant wären wie dieses, so könnte man prophезieren, daß sie bald einen wichtigen Platz in allen Leihbibliotheken und Journalzirkeln einnehmen würden. Im Anfange dieses Jahrhunderts landeten fast zu gleicher Zeit zwei britische Abenteurer, Hare und Kos, auf diesen bis dahin unbewohnten Inseln. Bei der Besitzergreifung des Landes zog Hare den Kürzeren, und seit dem Jahre 1827 ist ein Angehöriger der Familie Kos dauernd Herrscher über diese Inseln gewesen. Die ersten beiden Männer dieses Geschlechts, Großvater und Vater des jetzigen Eigenthümers, regierten hier in diesem fernen Winkel ebenso unbeschäftigt, wie es ihre Vorfahren auf den schottischen Hochländern nur je vermocht haben, und es dauerte bis zum Jahre 1886, die die britische Regierung förmlich von den Inseln Besitz ergrieff und dem Mr. George Clunies Kos sein längst behauptetes Eigenthumsrecht bestätigte. Gegenwärtig sind die Inseln von rund 600 Menschen bewohnt, wovon der größte Theil malayischer Herkunft ist, mit dem sich die Familie Kos vermischt hat, so daß ein eigenartiges Geschlecht mit eigenen Sitten und Anschauungen entstanden ist. Söhne und Töchter der Familie Kos sprechen und verstehen mit wenigen Ausnahmen heute kein Englisch mehr, und sogar der gegenwärtige Regent, George Clunies Kos, hat 18 Jahre lang kein englisches Wort gehört. Geschriebene Gesetze existiren nicht. Verbrechen kennt man dort nicht und ebenjowenig eine Polizei. Das einzige dieser Art sind freiwillige Schulleute, die unter Anderem dafür zu sorgen haben, daß Abends um 9 Uhr überall Feuer und Licht ausgelöscht werden. Die Eingeborenen der Inseln sind von malayischer Rasse und von mohamedanischer Religion. Aber auch in Glaubenssachen herrscht die größte Freiheit. Der ungestörte Einfluß der Familie Kos hat während 75 Jahre unter den Malagen viele auffallende Veränderungen in Kleidung und Sitte herbeigeführt. Die britischen Bevollmächtigten, die jährlich einmal die Inseln besuchen, haben übereinstimmend erklärt, daß zwischen den Eingeborenen derselben und den Malagen, wie man sie sonst antrifft, nur noch geringe Aehnlichkeit besteht. Die Keeling-Inulaner wohnen in schmucken Häusern, die bequem nach europäischem Muster eingerichtet sind und gewissenhaft rein gehalten werden. Unter den vielen europäischen Gebräuchen haben sie auch die Sitte angenommen, das einmal wöchentlich großes Reinmachen ist. Sie sitzen an Tischen und essen mit Messer und Gabel. Dies sind aber nur die äußerlichen Einflüsse der europäischen Kultur. Die Hochzeitsgebräuche, die sonst bei allen Malagen mit der größten Gewissenhaftigkeit nach mohamedanischem Geley gepflegt werden, sind hier vollkommen durch englische Heirathsgebräuche verdrängt. Vielweiberei ist unbekannt, wenigstens bei den Eingeborenen, und wenn sich einer von den zugewanderten Malagen mehrere Weiber gestattet, so wird er bald durch die Strenge der öffentlichen Meinung zur Monogamie gezwungen. Der einzige Artikel, der von den Inseln ausgeführt wird, ist Korpa, d. h. die Kerne der Kokosnuß, wovon einmal im Jahre mit einem von Mr. Kos zu diesem Zwecke gemieteten Schiffe eine Ladung nach England zum Verkauf geschickt wird. Dafür tauschen die Insulaner jetzt manche englischen Erzeugnisse ein, während noch vor Kurzem der ganze Bedarf in Batavia gedeckt wurde. Das Völkchen, das auf diese Weise, einem väterlichen und wohlwollenden Despotismus unterworfen und von aller Welt abgehoben, lebt, wird als glücklich und zufrieden geschildert. Es hat keine Klagen zu führen und steht in Mr. Kos seinen Wohlthäter und Freund.

Vom Büchertisch.

— Amsterdam, diese interessante, wunderbare Stadt, in seiner ganzen Vielseitigkeit kennen zu lernen, gestattet uns die soeben eingetroffene 9. Lieferung des Prachtwerkes „Die Hauptstädte der Welt“ (Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender, Breslau). Es war keine leichte Aufgabe, allen Anforderungen bei der Beschreibung gerecht zu werden; der Verfasser hat sie jedoch glänzend gelöst. Mit derselben Sicherheit führt er uns durch die berühmten Kunstsammlungen wie durch die interessantesten Diamantschleiferien; durch die schönen Wunderwerke moderner Architektur aufweisenden Straßen, wie durch das unaußere Ghetto. Der Stil ist im Rahmen des ganzen Werkes gehalten: geistvoll und anregend. Zu erwähnen wären noch die zahlreichen Illustrationen und Kunstbeilagen, von denen hier einige genannt sein mögen: Hans Herrmann, Fischmarkt in Amsterdam; Selbstportrait Membrand's und seiner Frau; Paul Meyerheim, Amsterdamer Büchertöpler u. A. Preis der Lieferung 50 Bfg.; des ganzen Prachtwerkes 10 M.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.